

3. Kapitel.

Der Garten unter dem Einfluß bestimmter Bedingungen.

Wir haben in den beiden ersten Kapiteln den Garten verfolgt, von dem Wohngebäude angefangen bis zu seiner entgegengesetzten Grenze mit einem Blick über diese hinaus. Wir haben den Garten betrachtet losgelöst von jeder besonderen Vertikalität und frei von den Bedingungen, welche die Verschiedenheit derselben ihm auferlegt.

In Wirklichkeit aber ist der Garten niemals frei von den Bedingungen seiner Lage, ob er nun in der Ebene liegt, im Hügel- oder Berglande, am Flusse, an einem See oder am Meere, ob er mitten in der Stadt sich befinde oder an ihrer Peripherie, oder ferne von jeglichem größeren Ort im freien Felde. Auch das Klima spricht ein Wort zur Gestaltung mit. Dort, wie in England oder im Norden, wo Mensch und Boden mehr der Sommerwärme bedürfen, wird man den Garten offener halten, im Süden dagegen die schattigen Bäume begünstigen, abgesehen davon, daß die Pflanzenwelt des Südens andere charakteristische Formen darbietet, als diejenige des Nordens und unserer mittleren Zone.

Aber wie dem immer auch sei, wenn wir mit unserem Grundgedanken, mit dem Grundprinzip, das wir entwickelt haben, daß nämlich der Garten vom Wohngebäude her architektonisch-regelmäßig zu beginnen und am entgegengesetzten Ende nach der Seite der freien Natur in den landschaftlichen Charakter überzugehen habe, — wenn wir damit an jeden Garten herantreten und zugleich den besonderen Bedingungen seiner Lage Rechnung tragen, so werden wir einen Maßstab der Kritik in unserer Hand haben. Freilich zunächst nur für den Stil und die Anlage, denn sowie die Aus-

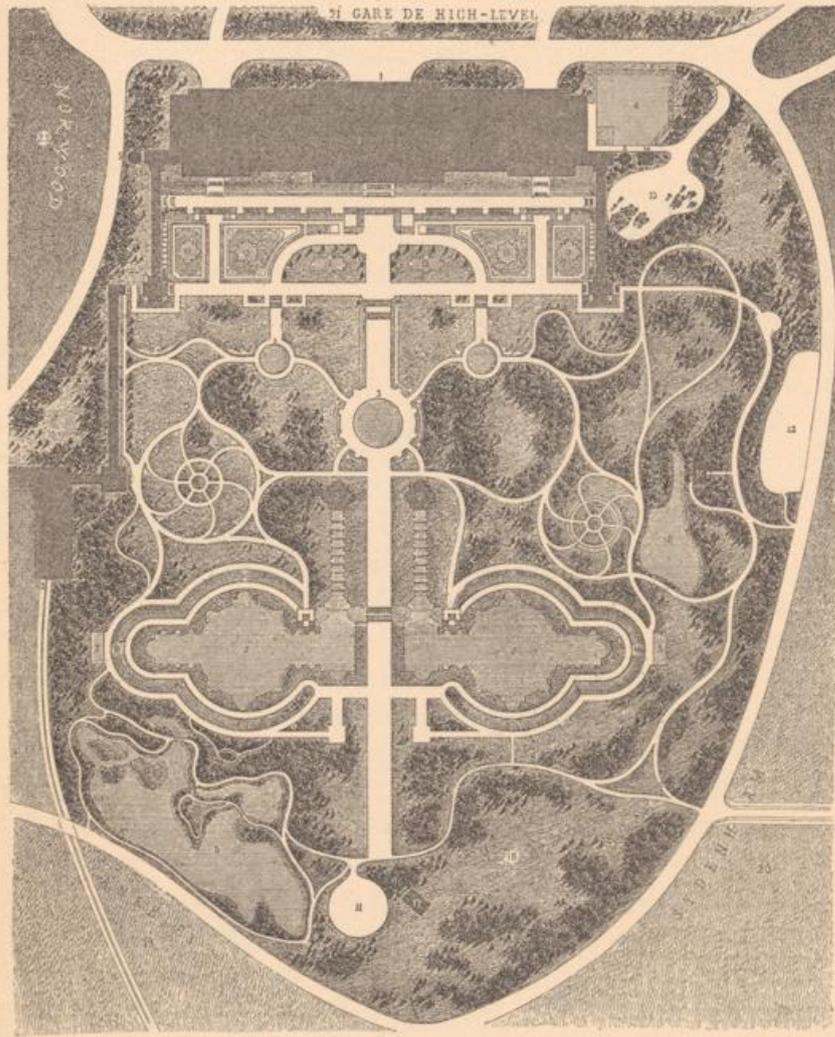
gestaltung des Gartens innerhalb der Grenzen des Stils das eigenste Werk des Gartenkünstlers, die Schöpfung seiner Phantasie und seines Geschmacks ist, so müssen auch wir uns auf seinen Standpunkt stellen und mit schönheitsgebildetem, kunstgeübtem Auge seine besondere Leistung beurtheilen. Wir können leicht sagen, was dem Stile und der Oertlichkeit widerstreitet; was aber beiden entspricht und dennoch unschön ist, darüber wird nur das ästhetisch gebildete Gefühl entscheiden.

Den größten Gegensatz nach Lage und Umgebung bilden der Garten in freier Waldlandschaft und der Garten inmitten einer Großstadt, umgeben von Palästen und Häusern. Ist jener seiner Bestimmung nach ein Wild- und Jagdgarten, also im eigentlichen und richtigen Sinne des Wortes ein Park, der nicht das Wohngebäude des Besitzers in sich enthält, noch mit ihm in naher Verbindung steht, nichts von Baulichkeiten zu zeigen hat, als höchstens ein Rendezvous der Jagdgäste und gedeckte Futterplätze des Wildes, — ein solcher Park muß in allen Theilen den Charakter des Waldes oder einer waldigen Landschaft bewahren. Dichte, weitgestreckte, geschlossene Baummassen, in deren dunklem Schatten man wandert wie im wirklichen Walde, unterbrochen von größeren Lichtungen und Wiesen zur Weide des Wildes, verwildertes, verwachsenes Gebüsch, Wasserlachen, Teiche, Bäche, wie die Natur sie geschaffen hat, wenigstens in ihren freien Formen, Hügel, Thal und Felsen, wenn sie vorhanden sind, das ist das Kunstmaterial, wenn man so sagen darf, des Parkes. Wenn der Gartenkünstler hier etwas zu thun hat, so besteht es mehr in Auslichtung als in der Anpflanzung. Nichtsdestoweniger kann er künstlerische Ziele verfolgen, aber grade hier müssen die Bilder und Ansichten, die er zu schaffen sucht, den Charakter natürlicher Freiheit tragen, ja den der Wildheit und einer gewissen Romantik. Geometrisch regelmäßige Anlage ist hier durchaus nicht am Platze, es sei denn, daß der Park zu Parforcejagden bestimmt sei, welche Bestimmung allerdings gradlinige Durchschnitte voraussetzt. Sonst sind die Wege wie absichtslos, ungekünstelt durch die Lichtungen und den Waldeschatten zu führen, daß man ungesucht zu den schöneren Plätzen, Ansichten und Ausichten hingelangt.

Schließt sich dagegen der Park an ein herrschaftliches Wohngebäude an, an Schloß oder Villa von architektonischer Bedeutung, so wird auch die nächste Umgebung unter ihrer künstlerischen Herrschaft stehen müssen. Das hat selbst der englische Park anerkannt, indem er vor dem Schlosse,

wenn nicht ringsum, stets einen freien Raum von großer Ausdehnung geschaffen, und diesen mit Rasen, auch wohl mit Blumen geschmückt hat. Freilich führen auch auf ihm die Fahr- und Gehwege zum Schlosse in gewundener Linie heran, und somit streift der landschaftliche Charakter des Gartens bis unmittelbar an die Architektur, ohne dieser einen weiteren Einfluß auf den Grundplan einzuräumen. Heute aber neigt man auch in England sich dem richtigen Prinzip zu, indem man den Garten erst allmählich von der Architektur aus durch regelmäßige Anlagen hindurch in den landschaftlichen oder waldigen Park hinübergehen läßt. Ein großartiges Beispiel dieser Art aus neuester Zeit bietet der zum Krystallpalast in Sydenham gehörige Garten (Abb. 18), eine Meisterschöpfung desselben Paxton, der das Vorbild und Original, den Glaspalast der ersten Londoner Weltausstellung von 1851, erfand und erbaute. Ein Riesenpalast, dieses Gebäude von Glas und Eisen, gewaltig in seinen Dimensionen, imponirend in der Einfachheit und Klarheit seiner Linien und Formen, unausstehlich, wenn es in Stein erbaut wäre: so aber thront es leicht, lustig, durchsichtig, feenhaft auf der Höhe eines weiten, sanft absteigenden Terrains, meilenweit die blühende Ebene, das Gebiet der höchsten Cultur überschauend. Ein solcher Bau mußte seinen Garten beherrschen, und so ist es auch. Breite, aufgemauerte, mit Balustraden versehene Terrassen zwischen den weit vorspringenden Flügeln, mächtige Stiegen, eine lange, grade Perspective, Fontainen, gemauerte Bassins in regelmäßiger Grundrißzeichnung, symmetrisch rechts und links angelegt, weiterhin erst freie Baumgruppen von prächtigen Formen und großartiger Silhouette, durchzogen von gewundenen Linien, in deren Lauf man noch den klaren und verständigen Kopf des Gartenkünstlers erkennt; dann erst an den Grenzen außer Sicht des Palastes ein waldiges Revier und ein See von unregelmäßiger Gestalt mit Inseln und Felsen und hohen und flachen Ufern, bevölkert mit den nachgebildeten Thieren der Vorwelt, den Mastodonten, Megatherien, Ichthyosauern, eine Spielerei freilich, wenn auch eine großartige: — so ist dieser Garten oder Gartenpark von Sydenham ein wahres Muster, glücklich und richtig in seiner Anlage und großartig schön in seinen Effecten.

Gleichzeitig etwa oder nur wenige Jahre später entstand in England ein zweiter, nicht minder bemerkenswerther Garten, der Garten der Horticultural Society, mitten in London. Hier in Wien, überhaupt in Oesterreich oder Deutschland, wäre auch dieser Garten ohne Frage im land-



18. Plan des Gartens von Sydenham.

(Raf. Alphand, Les promenades de Paris [Introduction] Paris 1868.)

Öffentliche Bibliothek
 Düsseldorfer Bildungvereins
 Sägershofstr. 1

Öffentliche Bibliothek
 Düsseldorfer Bildungvereins
 Sägershofstr. 1

Öffentliche Buchhalle

Museums- u. Bibliothekswesen
Büchereiwesen, I.

schafftlichen Stile angelegt worden, und wer hätte nicht erwarten sollen, daß er in England selbst, dem Mutterlande des landschaftlichen Prinzips, die gleiche Gestaltung erhalten hätte. Und vor einem halben Jahrhundert wäre es auch der Fall gewesen. Heute aber sind die Ideen und Ansichten gereinigt, und man sagt sich, und wie wir bereits wissen, mit Recht, daß ein Garten inmitten einer Großstadt, von Häusergruppen umringt, andere Bedingungen stellt als der Garten oder Park im freien Lande. So ist denn dieser Garten, der an Größe etwa dem Wiener Stadtgarten zu vergleichen, nach durchaus regelmäßigem Grundplan geschaffen worden. Auf drei Seiten von Arkaden umgeben, auf der vierten von Ausstellungssälen geschlossen, gegenüber von der riesigen Albert-Hall überragt, so ist sein Areal in regelmäßige Felder getheilt, von gradlinigen Wegen durchschnitten und auf dem Kreuzungspunkte der beiden Hauptachsen mit einer großartigen Faiencefontaine geziert, während das sanft sich erhebende Terrain am oberen Ende in eine Terrasse verwandelt und unten abgeflacht worden. Regelmäßige Rasenflächen und Blumenbeete, gemauerte Bassins, plastisch geschmückte Fontainen, alles würde vollkommen einem altfranzösischen Garten entsprechen, wenn man nicht auf die architektonisch geschnittenen Hecken und Gebüsche Verzicht geleistet hätte.

Man war in Wien vor zwanzig Jahren bei der Anlage eines großen Stadtgartens genau in derselben Lage: ein ebenes, sanft, unmerklich sich abneigendes Terrain von fast regelmäßiger Gestaltung, ringsum gewaltige Häuser und Paläste, die, wenn sie noch nicht vollendet waren, den Garten alsbald völlig einschließen und mit ihrer architektonischen Wirkung beherrschen mußten. Zwar begrenzte oder durchschnitt ein Fluß, vielmehr ein Wildbach, dieses Terrain, aber ein Fluß, der nach seiner leidigen Beschaffenheit nicht zur Verschönerung herangezogen werden konnte, sondern unter allen Umständen überdeckt oder verdeckt werden mußte.

Wenn irgendwo, so war hier die ästhetische Notwendigkeit eines architektonisch angelegten Gartens gegeben, und die Ausdehnung der Fläche war grade groß genug, um ein Prachtbild erstehen zu lassen, in welchem sich die Wirkung der Architektur mit der Wirkung des Gartens harmonisch und großartig vereinigte. Die Errichtung des sogenannten Cursalons am oberen Theile, also eines künstlerischen Baues von großen Dimensionen und bedeutungsvollen Formen, mußte diesen Gedanken unabweisbar erscheinen lassen. Dennoch scheint er kaum nur in Erwägung gekommen zu sein.

Die gärtnerische Luft damals war noch so von landschaftlichen Ideen erfüllt, in Wien wenigstens, daß andere gar nicht aufkommen konnten. So ist denn Eines die maßgebende Architektur geblieben und ein Anderes der Garten; beide, getrennt durch ein hohes Gitter und eine undurchdringliche Wand von Bäumen, haben nichts mit einander zu schaffen. Wien hat mitten in der Stadt einen Garten landschaftlicher Art erhalten, den wir uns noch etwas näher betrachten wollen, sowie auch seinen Nachfolger, den sogenannten Rathhauspark, nicht um ihrer selbst willen, nicht aus localen Gründen, sondern um an ihnen ein lehrreiches, das Verständniß unserer Ideen förderndes Beispiel der Kritik aufzustellen.

Die obere Partie des Wiener Stadtparkes krönt also ein Gebäude, das künstlerisch eine Zierde des Gartens sein sollte, ein Gartenhaus von erhöhter Bedeutung und erweiterten Dimensionen, demnach ein Bau, der auf Leichtigkeit, Grazie, elegante Schönheit angelegt war. Von allem ist er das Gegentheil geworden: kurze, gedrungene Säulen, schwere Gesimse, niedrige Kuppeln, eine gemauerte Terrasse mit plumper, massiger Balustrade, über die man weder hindurch noch hinweg sehen kann. Um so mehr mußte die Umgebung architektonisch regelmäßig gehalten sein. Statt dessen war die breite Fläche vor diesem Cursalon mit willkürlichen, zerstreuten Blumenbeeten nach überaus kleinlichem und phantasielosem Entwurfe geziert und mit nicht minder kleinlichem Gehänge von Schlingpflanzen umzogen. Dabei waren die Baumgruppen rechts und links in unregelmäßigen Linien waldartig gehalten. Sofort mit der ersten Senkung begann das landschaftliche Spiel, denn ein Spiel ist es doch, wenn in den engen Grenzen unter der Wucht vierstöckiger Paläste das Bild einer Landschaft geschaffen werden soll. In dieser Landschaft wurde nun ein Hügel aufgeworfen, ein Teich mit einer Insel gegraben, gewundene Wege stellten sich ein, Rasenflächen, Bäume einzeln und in Gruppen, mit dem allen, wie sich nicht leugnen läßt, auch liebliche Bilder, denn die Mittel der Natur lassen sich nicht todtmachen. Was sich aber nicht einstellte, war der Schatten, der sich mit der heutigen, auch hier angewendeten Methode Strauch und Baum rückwärts von den Wegen hinweg zu wölben, auch gar nicht erreichen läßt. Was ferner fehlt, ist der große Gesamtblick, das Prachtbild, das hier möglich war.

Das Verfehlte der ganzen oberen Anlage hat sich schließlich auch so dem öffentlichen Bewußtsein aufgedrängt, daß sie neuerdings gründlich geändert worden, und zwar ganz im Sinne eines architektonischen Gartens, voll-

kommen richtig in Idee und Plan. Aber Eines fehlt noch, was hier an dieser Stelle mit unabwieslicher ästhetischer Nothwendigkeit verlangt wird, ein Springbrunnen, nicht allzugroß nach dem Verhältniß des Gartens, aber plastisch geschmückt und wasserreich mit entsprechendem Bassin und einem brunnenartigen Abfluß aus architektonisch gemauerter Wand inmitten der Böschung zwischen dem oberen und unteren Theile.

Waren hier bei dem sogenannten Stadtpark alle Bedingungen zu einer bedeutungsvollen architektonischen Gartenanlage gegeben, so ist das bei einem anderen, bereits erwähnten Garten des neuen Wien, dem Garten vor dem neuen Rathhause, den wir ebenfalls der Kritik unterziehen wollen, noch in viel höherem Maße der Fall. Hier auf beschränktem Plage unter der denkbar großartigsten architektonischen und monumentalen Umgebung eine künstlerische Landschaft schaffen wollen, und nicht bloß eine, sondern zwei durch eine breite Straße getrennte Landschaften, das konnte nur einem Kopfe einfallen, der eben in die Beschränktheit seiner gärtnerischen Ansichten blind und halsstarrig verrannt war. Der Stadtpark, obwohl nach verkehrtem Plane errichtet, zeigt doch in seiner Art unleugbar hübsche und liebliche Bilder, bei dem sogenannten Rathhauspark ist aber auch das nicht einmal der Fall; er bietet weder ein Gesamtbild noch schöne Einzelansichten. Seine ganze Wirkung besteht darin dem großartigen Anblick der Monumentalbauten möglichst hinderlich zu sein.

Nichts kann mesquiner, kleinlicher, phantasieloser, unverständiger sein als der Grundplan, nach welchem dieser Garten angelegt worden. Die Baumpflanzungen bestehen aus formlosen Massen ohne Bewegung im Profil oder aus allzuvielen, allzusehr zerstreuten Einzelbäumen, und die Gehölze stehen grade dort, wo man Durchsicht auf die Architektur erwartet. Die Wege winden sich ziellos wie in einem Irrgarten; wer hindurch gehen will, wird sicher sein immer an verkehrter Stelle herauszukommen. An Spazierengehen, an ein Wandern auf und ab ist ohnehin nicht zu denken; man befindet sich sofort an irgend einem der vielen Ausgänge, stets aber am unrechten. Auch Schatten, den vielersehnten, erhält der Garten nur am Abend, wenn die Sonne hinter die Riesengebäude hinabsinkt; wer tagsüber den Garten passiert, hat das Vergnügen die dichten Baumgruppen von der Seite anzusehen; in ihren Schatten einzudringen ist ihm nicht erlaubt. Zwar besitzt der Garten ein paar Springbrunnen mit runden gemauerten Bassins, die eigentlich nach ihrer Art mit der ganzen landschaftlichen Anlage in Widerspruch stehen, aber das ist nicht ihr schlimmster Fehler.

Schlimmer ist es, daß sie viel zu klein, zu unbedeutend, lächerlich unbedeutend sind für die großartige Umgebung, der sie zur Zierde gereichen sollen. Noch dazu befinden sie sich ganz an unrechter Stelle, wo auch die kleine Wirkung, die sie besitzen, verloren geht.

Man kann mit einer Gartenanlage nicht mehr das Ziel verfehlen, als es hier geschehen ist. Und doch lagen die Bedingungen klar und eben. Ein mäßig großer, durchaus regelmäßiger, geebener Platz, dessen vier Seiten von monumentalen Kunstbauten allerersten Ranges eingenommen oder beherrscht sind, während andere ihnen gleichartige Gebäude die wenigen Zwischenräume besetzen, welche jene übrig lassen — durchaus ein Platz von großartigster architektonischer Wirkung, der heute in der ganzen Welt seines Gleichen sucht. Ein Garten zwischen ihnen hat daher gewiß und vor allem die Aufgabe diesem architektonischen Eindruck Rechnung zu tragen, ihm nicht störend in den Weg zu treten, vielmehr ihn zu heben und der Großartigkeit der Architektur das Liebliche und Schöne der Natur hinzuzufügen, ohne damit — und das ist eine andere Klippe — ins Kleinliche zu gerathen. Der heutige Garten ist beiden Fehlern verfallen, der Störung und der Kleinlichkeit. Der Bäume brauchen es nicht weniger zu sein, als sie heute sind, aber sie müssen dort stehen, wo sie dem Anblick der vier großen Bauwerke nicht hinderlich sind, und sie müssen nach regelmäßigem Plane gepflanzt sein. Das Publikum, das heute von ihnen ausgeschlossen ist, muß den Zugang zu ihnen haben, um während des Tages unter dem Schattendach ihrer Kronen der Ruhe und der Frische genießen zu können.

Und wie bei den Bäumen, so ist gleicherweise durch die Umgebung bestimmt, wo der Garten frei und offen sein muß. Unbedingt frei müssen die beiden senkrecht sich durchkreuzenden Achsen sein, die kürzere vom Theater zum Rathhaus und die längere von der Universität zum Reichsrathsgebäude. Diese Linie von der Mitte der Universität bis zum gegenüberliegenden Reichsrathsgebäude bedarf höchstens eines Promenadeweges, zu beiden Seiten desselben aber sind nur Rasenflächen mit Blumen oder Blumengebüsch in vollkommen regelmäßiger Anordnung zulässig. Ebenso kann die Straße zwischen Rathhaus und Theater, wenn sie als Fahrweg bleiben soll, rechts und links in möglichster Breite nur die gleiche Zierde gebrauchen. Nur so ist die großartige Wirkung des ganzen Platzes zu bewahren.

Aber mehr noch der Bedingungen. Von beiden Seiten des Rathhauses her stoßen zwei breite, architektonisch großartige Straßen, die Lichten-

fels- und die Magistratsgasse, auf diesen Platz und durchschneiden in ihrer Fortsetzung die Linie von der Universität zum Reichsrath im rechten Winkel. Diese Fortsetzungen sind aber nothwendig als Verkehrsadern und dürfen nicht beliebig nach rechts oder links mit krummen Irrwegen abgelenkt werden. Wo sie aber jene Querlinie zwischen Universität und Reichsrath schneiden, da entstehen zwei bedeutungsvolle Punkte, und diese zwei Punkte sind unbedingt die richtigen Stellen jener beiden Brunnen, denn so kommen diese in die Kreuzung zweier mächtiger Perspectiven zu liegen. Das ist ein glücklicher Umstand, der immer und überall in Städten und Gärten aufgesucht worden. Nur freilich müssen die Brunnen mit ihrer eigenen Wirkung an Mächtigkeit des Wassers sowie des plastischen Schmuckes der imponirenden Gewalt ihrer Umgebung gewachsen sein. Reich an Figuren, in phantasievoller Gestaltung würden sie mit den architektonisch so verschiedenen Gebäuden nirgends in Widerspruch stehen, vielmehr mit ihrer Freiheit ein Bindeglied zwischen ihnen sein.

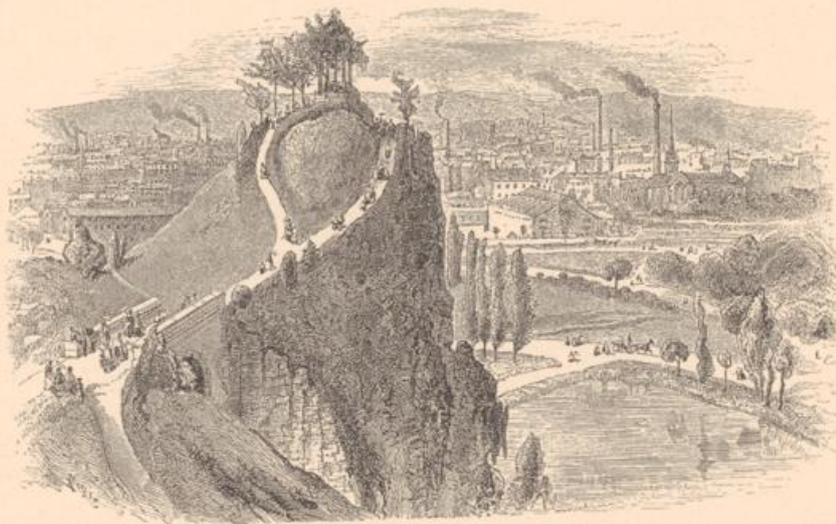
Warum aber überhaupt zwei der Brunnen? Wäre es nicht besser gewesen, statt ihrer nur einen Brunnen zu setzen, und zwar gerade direct vor der Mitte des Rathhauses in der Kreuzung der beiden Achsen? Eine Lösung, die dem Meister des Rathhauses nur erwünscht sein konnte. Mit seiner mächtigen Gewalt, mit dem Reichthum seiner Gestalten hätte er den starren Formen der „versteinerten Musik“ Leben und Klang verliehen; nicht hoch im Bau, doch reich an sprudelndem Wasser, welch Centrum hätte er an diesem einzigen Platz gebildet!

Das Gute, was hier an diesem Plage mit Garten und Fontainen hätte geschehen können, ist nun einstweilen verdorben, doch nicht für ewig. Wenn erst einmal die gewaltigen Bauwerke, die sich hier gegenüber stehen, sämmtlich ihrer Bestimmung übergeben sind und das volle Leben der Zukunft sich bei ihnen entwickelt hat, alsdann kann die Einsicht des begangenen Irrthums nicht ausbleiben. Die Aenderung des Gartens ist nur eine Frage der Zeit, und zwar eine Aenderung im Sinne eines architektonisch-regelmäßigen Gartens nach den Grundzügen, welche die Straßenlinien und die beherrschenden Bauten vorschreiben.

Wenn wir hiermit in voller Ueberzeugung dem architektonischen Gartenstile inmitten einer Stadt das Wort reden, so soll damit noch nicht gesagt sein, daß immer und unter allen Umständen der Garten in der Stadt oder die öffentliche Anlage den regelmäßigen Charakter tragen müsse. Es giebt

bergige Städte oder Felspartien innerhalb der Stadt, wo regelmäßige, auf Terrassen sich gründende Anlagen nur mit den größten Kosten herzustellen wären oder nicht einmal den Reiz ergeben würden, der in romantischer Gestaltung nach landschaftlicher Art zu erreichen ist.

Ich denke hier vor allem an zwei Gärten, an die Buttes Chaumont von Paris und den Garten der Villa Negro in Genua, beide öffentlich, dieser mitten in der Stadt, jener zwar abseits nach der Peripherie zu, aber noch rings von den Häusermassen umgeben. Die Buttes Chaumont, ein



19. Aus den Buttes Chaumont in Paris. (Alphand.)

viele Jahrhunderte alter Steinbruch, wild, öde, zerrissen, schluchtenreich, mit tiefen, steilen Wänden und stehengebliebenen Felskloffen — sie würden wohl jeder Verwandlung in einen regelmäßigen Garten unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt haben, selbst wenn der Geschmack von damals, vor wenigen Jahrzehnten, schon einen solchen Garten gestattet hätte. Die Anlage konnte nur im Charakter der Localität gemacht werden, d. h. im Charakter einer wilden Romantik (Abb. 19). Was hier die Hand des Menschen absichtslos im langen Lauf der Zeiten geschaffen oder zurückgelassen, dem mußte — ganz umgekehrt wie sonst — der Schein der Natürlichkeit gegeben und die Schroffheit und Wildheit gelassen werden, jedoch so,

daß sie zugleich dem Genuß der Menschen dienen. So wurden Wege geschaffen, Wege durch die Tiefen und über die Höhen, und Brücken geschlagen, schwebende Brücken hoch oben von Felsen zu Felsen; wo Baum und Busch stehen konnte, wurde gepflanzt, Waldgruppen wurden gebildet, die Felder mit Grün bedeckt, die Felsen mit hängendem Gebüsch bekleidet. Wasser wurde hineingeleitet, das in reicher Masse aus Grotten hervorbricht, in wilden Cascaden von den Felsen herabstürzt, als Bach durch die Tiefen fließt, als See schroffe Felseninseln umgiebt. Lustgebäude endlich krönen die Aussichtspunkte, von denen man einen Garten, vielmehr ein landschaftliches Bild übersehen, das mit seiner ganzen Umgebung gleich jenseits seiner eng gezogenen Schranken in schroffstem Gegensatz steht. Und dennoch ist hier das Richtige geschehen; die Lösung der Aufgabe, wie sie hier vorlag, ist völlig gelungen.

Nicht minder ist das bei dem Genueser Garten der Fall. Einstmals ein privater Besitz, ist nunmehr die Villa Negro mit ihrem Garten durch Schenkung an die Stadt gekommen. Hier ist der Fall umgekehrt. Bei den Buttes Chaumont sind es die tief eingegrabenen Schluchten, welche den Charakter bilden; hier in Genua erhebt sich grade inmitten der Stadt, inmitten des vielbewunderten Amphitheaters der umgebenden Höhen, gerade dort, wo das ansteigende Terrain eine Pause zu machen scheint, auf diesem Punkte erhebt sich ein mächtiger, isolirter, unregelmäßiger Fels so hoch über die Paläste empor, daß man von seiner Höhe ein volles Rundbild über die Stadt hinweg auf den Hafen, das Meer und den Halbkreis der Berge genießt. Und welch ein Bild, welch eine Umschau! So großartig und zauberhaft, daß man darüber den Felsen und den Garten und all seine Schönheiten vergißt. Und doch bietet er liebliche, höchst reizende Bilder. Den Felsen bei seiner Größe und Unregelmäßigkeit zu Terrassen umzuarbeiten, etwa wie sie die *Isola bella* im Lago maggiore zieren — es hätte kein schlechtes Bild ergeben hinab zur Piazza Negro, aber es wäre der Arbeit und der Kosten zu viel für den Erfolg gewesen. Statt dessen hat man den Berg mit immergrünen Bäumen bepflanzt, mit Coniferen aller Art, mit Palmen und anderen Gewächsen südlicher Herkunft, wie sie das milde Klima dieses geeigneten Erdenwinkels duldet, und man hat Wasser auf die Höhe gebracht und läßt es in Fontainen emporprudeln und in Cascaden herabfallen, klein und bescheiden zwar, doch lieblich und erfrischend in dem unverweklichen Grün. So steigt man langsam die Serpentina empor,

bald zwischen Blumen und Blumengesträuch, bald durch schattige, dunkle Gaine, über leichte Brücken, welche die Schluchten übersezen, dann wieder überschreitet man lichte, offene Stellen, von denen der Blick nach dieser oder jener Seite hinausfliegt und stückweise eine Vorahnung dessen giebt, was uns auf der Höhe erwartet.

Wo die Vertlichkeit kein Hinderniß bietet oder zu anderer Gestaltung einladet, da sind auch die Italiener von heute ihrer nationalen Tradition treu geblieben. Sie sind, für die moderne Geschichte wenigstens, die Schöpfer des eigentlich kunstgerechten Gartenstils der regelmäßigen Anlage, und sie halten an dieser Tradition fest, sowohl in der Erhaltung ihrer altberühmten Gärten, obenan der Villa d'Este, der Villa Aldobrandini, der Villa Albani, wie in der Anlage neuer oder neuerer Gärten. Das schönste Beispiel für die letzteren bietet wohl der öffentliche Garten auf dem Monte Pincio, der Prater von Rom als Corso und tägliche Promenade betrachtet, sonst aber nach Vertlichkeit und Kunstprinzip von geradezu entgegengesetzter Art. Ein oblonges Hochplateau, fast eben und regelmäßig, stürzt es nach drei Seiten steil in die Tiefe ab, während die vierte, durch den Lorbeerhain des Gartens der Villa Medici von der Fortsetzung des Hügels abgeschnitten ist. Zwei der steilen Seiten nach Osten und Norden stützt noch die alte Aurelianische Stadtmauer, auf der dritten nach Westen steigen an dem Reitermonumente Viktor Emanuels vorüber die Rampen, auf denen sich der Corso bewegt, zur Stadt hinunter. Oben auf dem Plateau alles regelmäßige Anlage, breite, grade Wege zum Fahren wie zum Gehen, grüne Rasenflächen, Alleen immergrüner Bäume, begleitet von den Marmorbüsten der berühmten Söhne Italiens, ein großes gemauertes Bassin mit Marmorstatue und springenden Wassern, umgeben von Blumenbeeten, mächtigen Eichen und hochwipfligen, dichtgebüschten Coniferen — ein schattiger, unter guter Pflege im Sommer üppig blühender Garten, und ein grüner, im saftigsten Grün des Rasens prangender Garten im Winter. An den Winter erinnert gar nichts die kalten Monate hindurch, wenn bei uns der Schnee die Erde deckt, als eine einzige entblätterte Platanenallee und allenfalls die Tramontana, die kalt und schneidig von Osten her über die Hügel streicht. Und welch ein Ausblick! Vorwärts gegen Abend die ganze ewige Stadt im breiten Tiberthal, umkränzt von ihren Höhen, gekrönt vom Capitol, St. Peter und Vatikan, und rückwärts gegen Norden über die Schluchten und Wiesen in einem vollen Halbkreise die waldigen Höhen der Villa und

des Gartens Borghese bis zu den uralten Cypressen der Villa Ludovisi, ein Bild der Einsamkeit, der Stille, der reinen Natur, bis Nachmittags oder Abends auch hier der Corso das höchste moderne Culturleben erweckt.

Das freilich hat weiter kein städtischer Garten in der Welt, aber die Anlage auf dem Plateau könnten viele Gärten sich zum Muster nehmen, zumal nordwärts der Alpen. In Wien z. B. herrscht durchweg, ob innerhalb oder außerhalb der Ringmauern, der landschaftliche Geschmack. Anlagen wie vor der Botivkirche oder am Beethovendenkmal bilden die Ausnahme. Ich sage landschaftlicher Geschmack, nicht Stil, denn eine Landschaft oder ein landschaftliches Bild, wie es der Stil erfordert, ist es doch nicht, was auf dem engen Raume zwischen einem Häuserviereck geschaffen werden kann. Landschaftlich muß es sein, so ist heute die gärtnerische Meinung, um jeden Preis, an jedem Ort, in jedem Hausgarten, an jedem öffentlichen Plage, der mit Grün verziert werden soll.

Und doch ist nichts Widersinnigeres zu denken, als die paar Duzend Quadratklaster, welche in der Regel dem städtischen Hausgarten gewidmet sind, in ein landschaftliches Bild verwandeln zu wollen, d. h. das Bild der weiten, offenen und freien Natur, das Bild von Flur und Wald einem Raume zu geben, den wenige Schritte durchmessen, auf dem der Kopf rings an die Mauer stößt. Hier entscheidet allein das Bedürfnis, möglichster Genuß der freien Luft, je nach der Zeit bei der Sonne und im Schatten — also Gehwege und Lauben, und dazu für den Reiz des Auges der Anblick von Blumen und Rasengrün. Liegt der Garten draußen an der Villa, vereinsamt und eingebettet in Waldesgrün, überragt von Hügeln oder Bergeshöhen, so wird man auch den Garten damit in Einklang halten können, d. h. man wird ihm mehr Freiheit geben und die waldige Umgebung näher an das Haus treten lassen, als sonst die Stilregel es erforderte. Wir gestehen überall der Dertlichkeit und ihrem Charakter eine entscheidende Mitwirkung zu, wie in der Stadt so auf dem Lande.

In der Stadt sind es die Straßenzüge und der Verkehr, welche oftmals zu graden Alleen gezwungen haben, aber wo Raum daneben war, hat auch der Gärtner sofort die Seiten der Alleen mit gewundenen Wegen und Gebüsch begleitet. So in Wien am Franz-Josephs-Quai und am Ufer der Wien. Gezwungen nach der einen Seite, wollte er doch nach der anderen seinem Prinzip nicht untreu werden.

Am deutlichsten tritt dieser Widerspruch hervor, wo städtische Anlagen auf dem Grunde alter Festungswerke gemacht werden. Hier sind oftmals die alten Wälle stehen geblieben, sei es daß man die Kosten für die Abtragung scheute, sei es daß man die alten Alleen von Linden, Ulmen, Kastanien, welche sie bereits krönten, sich bewahren wollte. Man konnte auch nichts Besseres thun. Sodann konnte man den Straßen, die zu den Thoren führten, den graden Zug nicht versagen. So war wenigstens ein Stück von regelmäßiger, gradliniger Anlage überall gegeben. Um so mehr erging sich die landschaftliche Spielerei auf den geebneten Glacisgründen, schlängelte die Gehwege, pflanzte ganz nach willkürlichem Ermessen Busch und Strauch, legte Rasen und verzierte ihn mit Blumenbeeten, setzte auch wohl Baumgruppen, alles nach einem Plane, dessen Raison man schwer herausfindet, wenn man ihn auf dem Papier überfieht.

Aber wie denn die wunderbaren Kunstmittel der Natur nicht umzubringen sind, so ist es geschehen, daß auch auf diese Art mancher Orten von geschickter und verständnißvoller Künstlerphantasie viel Ansprechendes und Reizvolles zu Stande gekommen, zumal wo man vorhandene Schönheiten zur Mitwirkung heranziehen konnte. So beruht ein nicht geringer Theil des guten Eindrucks, den die Grazer Anlagen machen, auf dem Ueberragen des bewaldeten Schloßberges, und in Hamburg spielt rechts und links der Anlagen an der Lombardsbrücke die breite Alster mit ihrem reichen Leben zur einen und ihren Villen, Gärten und Ortschaften zur anderen Seite in einer solchen Weise mit, daß sie den Eindruck völlig beherrscht. Man hat aber ein großartiges, großstädtisches Gesamtbild, das sich aus Natur und Kunst und Cultur, aus Palästen und Gärten, aus dem überreichen, nie ruhenden Leben und Verkehr einer Weltstadt zu Lande und zu Wasser zusammensetzt.

Hier ist alles modern geworden. Anderer Orten hat man vom Alten bewahrt, z. B. Thürme und Gemäuer, hat sie mit Epheu umrankt, mit Busch und Baum umzogen, und so ein Stück Romantik zu schaffen gesucht, das sich dann mit der modernen Anlage vertragen muß. Besser freilich, wenn die Stadt selber noch malerischen Reiz von alter Zeit besitzt und Zufall oder Kunst es so gefügt haben, daß bei geöffneten oder niedergeworfenen Mauern die Schönheit einer üppig grünenden und blühenden Natur sich hier und da mit derjenigen der pittoresken Architektur verbindet. So z. B. in Lübeck, wo ein Theil der Wälle niedergelegt, geebnet, mit

freien Anlagen bedeckt, ein anderer seine wundervollen Lindenalleen allein zu Promenaden behalten hat. Von hier überall, wo die Aussicht sich öffnet, trifft der Blick die alten gethürmten Thore, die hochragenden Kirchen, die staffelförmig gegiebelten Häuser und fliegt über die mit Schiffen bedeckte Trave in die mittelalterliche Architektur der ansteigenden Straßen hinein. Unvergeßliche Bilder, wer sie einmal in sich aufgenommen hat! Wie wunderbar ließen sich in Nürnberg Burg und Mauern und Gräben mit Gärten versehen, welche Natur- und Architekturgemälde ließen sich hier schaffen, wie keine Stadt der Welt sie bieten könnte! Aber dort, scheint es, herrscht nur der Sinn für das Niederreißen, nicht aber Sinn und Verständniß, wie man aus Ruinen neues Leben, neue Schönheit erstehen lassen kann.

Aber die Tendenz der Großstadt drängt heute noch weiter hinaus über die niedergeworfenen Stadtmauern. Dem Zuge der Zeit folgend strömt die Landbevölkerung in die Städte, und die Bewohner der Städte streben, wie im Rückschlag, aus dem Centrum, aus den Quartieren des Verkehrs und Geschäftes hinaus an die Peripherie. Der Lärm, die Unruhe, die Enge, die geschlossene dicke Luft rufen wieder die Sehnsucht nach der Natur hervor. Die modernen Verkehrsmittel begünstigen oder folgen diesem Drang. So entsteht um die großen Städte ein weiterer Gürtel mit radienartig auslaufenden Strahlen von Villen und Gärten, grüne blühende Villendörfer und Villenstädte.

Aber in der Regel entsteht dieser prangende Gürtel nur zufällig, planlos, wie grade vorhandene Straßen ihren Lauf nehmen. Wohl einzig steht der Fall wie bei Cincinnati in Amerika, wo an Hügeln entlang auf frischem Boden nach einheitlichem, künstlerisch wohl bedachtem Plane eine ganze Villen- und Gartenstadt geschaffen wurde, so zwar, daß die Gesamtanlage ebensowohl einen schönen Anblick darbietet, wie jedem Hause, dessen Lage genau bestimmt, der Genuß des eigenen Gartens und der Genuß des Ganzen gewahrt ist. In Wien hat im Kleinen der Cottage-Verein etwas Ähnliches erstrebt, aber es ist eine Stadtanlage geworden, nicht eine Gartenanlage. Der gemeinsame Garten soll nunmehr erst seitlich hinzukommen, statt daß er die Häusergruppen zu umfassen und zu durchdringen gehabt hätte. Auch so kann immer noch für sich etwas Gutes und Schönes zu Stande kommen, wenn man nicht ohne Weiteres, wie es so Herkommen ist, an die Schöpfung eines landschaftlichen oder unregelmäßigen Gartens geht, sondern die Be-

schaffenheit des Bodens, das wellenförmige, in Staffeln absteigende Terrain wohl bedenkt.

Die Frage der Villenstädte wird noch öfter an uns Wiener oder unsere Nachkommen herantreten, wenn erst, wie der Anfang gemacht worden, die Eisenbahnen tief in die umgebenden Waldthaler Wiens hineinstreichen. Ob sie dann, wenn es so weit gekommen ist, auf Sinn und Verständniß für solche künstlerisch entworfene und planmäßig durchgeführte Anlagen stoßen werden? Die Frage sei wenigstens aufgeworfen.

Freilich, wo hätten wir nicht die Verschönerungsvereine, Vereine mit gutem Willen und schwachen Mitteln! Was diese Vereine leisten, hat mehr mit der Bequemlichkeit als der Verschönerung zu thun, und das ist ja auch recht gut und nützlich. Sie schaffen Wege und Stege, setzen Bänke, warnen vor Irrwegen und eröffnen Aussichtspunkte, und wenn sie einen sonnigen Weg mit schattigen Bäumen bepflanzen, so ist das schon viel und selten.

Verschönerung der Gegend, der Landschaft, das will mehr heißen und erfordert auch andere Mittel, als sie den sammelnden Vereinen zu Gebote stehen. Verschönerung der Landschaft d. h. eine ganze weite Gegend aus der Prosa in die Poesie, aus der Natur in die Kunst übersetzen. Die Aufgabe will Ackerfelder, Wiesen, Dörfer, Wälder, Teiche erhalten, aber aus ihnen in Gemeinsamkeit kunstgerechte Bilder schaffen; sie muß der Gegend das Ansehen eines weitgedehnten Parkes geben mit dem Wechsel seiner Ansichten und Ausichten. Sie muß mit Auge und Gefühl für Schönheit den Lauf der Bäche und Flüsse leiten, Teiche und Seen ausgraben oder corrigiren und die Wege an ihnen vorüber ziehen. Sie muß Pflanzungen anlegen in Gruppen, Hainen und Wäldern, Ausichten schaffen und ihnen die Hindernisse hinwegräumen, Wälder lichten, wenn es nöthig ist, Inseln anlegen und Lusthäuser erbauen, die das Auge anziehen und ein Zeugniß ablegen, daß die Kunst hier gewaltet hat.

Das alles entsteht in der Regel nur durch den Geist und den Willen großer Herren, welche Mittel und Geschmack haben, den Charakter meilenweiter, zusammenhängender Besitzthümer in dieser Weise umzuändern und zu verschönern. So ist die öde, sandige Gegend von Potsdam durch den Vorgang Friedrichs des Großen und seiner Nachfolger in eine reizvolle Gartenlandschaft umgeschaffen worden, und so, um ein vaterländisches Beispiel zu

nennen, sind die Niederungen und sanften Höhenzüge zu den Seiten der Taya an den Gränzen Mährens und Oesterreichs, der uralte Besitz des Hauses Liechtenstein, von dieiseits Lundenburg bis über Eisgrub und Feldsberg hinaus wie in einen weitgedehnten Park verwandelt worden. Es ist eine wahre und echte Parklandschaft, eine Landschaft, welche geschlossene und freie Kunstgärten und Wildgehege mit zahlreichem Wild und dichte alte Wälder mit der Pracht knorriger Eichen und hochstämmiger Buchen enthält, eine Landschaft, welche von einem gewundenen, in Arme sich zertheilenden und Inseln umschließenden Fluß durchzogen ist, welche eine Reihe seenartiger Teiche mit bewaldeten Ufern und Inseln umfaßt. Dazu giebt es Wiesen und Fluren und Felder, weithin sichtbare Lustgebäude, großartige Schlösser, größere Ortschaften wie Lundenburg und Feldsberg, und dazwischen zerstreut die originellen Dörfer der Kroaten mit ihren hellen, weißen, buntverzierten Häusern. Das alles zusammen vereinigt sich zu einem lachenden Bilde, auf dem das Auge mit Entzücken ruht, wenn der Sonnenschein die weiten Perspektiven erhellt oder das Abendgold auf den breiten Wasserflächen leuchtet und seine Strahlen in die dunkeln Waldmassen wirft. In Wahrheit, das ist verschönerte Landschaft.

Aber solche landschaftliche Bilder zu schaffen, sie hervorzurufen auf einem Boden, den die Natur mit ihren Schönheiten nur karg bedacht hat, dazu gehört mehr als Wille und Mittel; es gehört dazu das Verständniß der Natur und der Kunst zugleich. Man muß wissen, was man will, und um das zu wissen, muß man sich klar sein über die künstlerischen Mittel und die künstlerischen Ziele.

Das aber, Klarheit und Urtheil, ist heute bei der „schönen Gartenkunst“ vielleicht weniger vorhanden als bei anderen Zweigen der Kunst. Wir wachsen auf in Gärten oder in ihrem Genuß und kommen daher niemals zur Kritik derselben, und wenn die Natur uns ihre Reize zeigt, uns Laien, die wir nichts wollen als Blumen und Grün, als frische Luft und Sonnenschein oder kühlen Schatten, so sind wir bald befriedigt, in welcher Gestalt auch immer diese Reize uns entgegen treten. Wir üben keine Kritik — wir verstehen es auch nicht —, wir fragen nicht viel nach der Richtigkeit der Anlage, nach den gegebenen Bedingungen, ob an dem gegebenen Plage auch das möglichst Beste und Schönste erreicht worden ist. Und doch haben wir ein Recht zu verlangen, und zumal bei Werken des öffentlichen Genusses, daß jede Kunst an ihrem Orte unter den vorhandenen Umständen das

Beste leistet, was sie zu leisten vermag. Um aber dieses Recht ausüben zu können, um dieses Verlangen zu stellen, müssen wir uns selber klar sein über das Wesen und die Prinzipien dieser Kunst; wir müssen darin einen Maßstab gefunden haben, mit dem wir die Leistungen messen und ihre Schönheit kritisch beurtheilen.
